

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

## Die Stausenberger Sage.

Vom Stausenberger melden alte Sagen,  
Daß ihm die schönste Dame war zu eigen,  
Doch durst' er niemals öffentlich sie zeigen  
Und nie um ihren Namen sie befragen.

Der Stausenberger ist wohl längst gestorben,  
Sein Schicksal aber waltet noch zur Stunde;  
Mit dem Geheimniß lebt die Lieb' im Bunde  
Und nur gewonnen wird sie, nie erworben!

Umflüchtet ein Falter Dich im Lenzgesilde,  
So laß' Dich, ihn zu fesseln, nie verführen —  
Denn wagst Du nur die Schwingen zu berühren,  
Zerfällt in eitel Staub das Prachtgebilde.

Ludwig Rowitsch.

## Die Stimme der Natur.

(Fortsetzung.)

Anna's Sorgen aber wuchsen von Tag zu Tag, da sich ihr kein rechter Ausweg darbieten wollte, der ihrem Zwecke dienlich sein konnte; sie eröffnete daher eines Abends, als sie mit ihrer Schwester wieder allein war, daß sie den Entschluß gefaßt habe, ihre Dienstgeber ins Vertrauen zu ziehen und sie um ihren Beistand zu bitten, da diese in der That sehr ehrenwerthe menschenfreundliche Leute waren.

Wie wenn eine Schlange sie gestochen hätte, fuhr bei dieser Rede Magdalena empor. „Wie?“ rief sie, „Du willst mich der Schande der Welt preisgeben? Außer Dir darf keine Seele von diesem Unglücke etwas erfahren!“

„Es wird aber dazu kommen müssen, daß wir uns Jemandem anvertrauen,“ entgegnete Anna, „es wird kein Geheimniß bleiben können.“

„Es wird ein Geheimniß bleiben,“ antwortete Magdalena mit Nachdruck; „denn das Kind — hier dämpfte sie ihre Stimme — wird sterben.“

Anna starrte ihre Schwester eine Weile regungslos an, als habe sie diese nicht recht verstanden, dann sagte sie ruhig: „Das Kind kann aber auch am Leben bleiben.“

„Es darf nicht,“ antwortete Magdalena mit schriller Stimme und mit einem Ausdruck in ihren Augen, der Aunen alles Blut aus den Wangen trieb.

„Es will mir meine Ehre vernichten, fuhr Magdalena fort, „darum —“

„Darum wolltest Du doch nicht die Hand an ein Menschenleben legen?“

„Ich muß,“ sprach Magdalena, in wilde Erregung gerathend, „sonst ist mein Leben vergiftet.“

Anna hielt sich mit beiden Händen den Kopf, als wolle ihr das Gehirn herausdringen; eine unennbare Angst hatte sie erfaßt. Fieberische Kälte schüttelte sie, sie mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um wieder das Wort nehmen zu können.

„Schwester,“ bat sie mit zitternder Stimme, „laß diese schrecklichen Gedanken; Du bist krank, Dein Kopf ist angegriffen, Du weißt nicht, was Du sprichst. Gott wird Dir gewiß helfen, aber Du darfst das Vertrauen zu dem Allerbarmen nicht verlieren. Er wird uns gewiß gute Menschen finden lassen.“

„Du wagst es, mit Jemandem über meine Schande zu sprechen,“ entgegnete Magdalena mit erschreckender Ruhe und Bestimmtheit, „und am folgenden Tage zieht ihr meinen Leichnam aus dem Wasser. Eines von uns Beiden darf nicht leben.“

Es war dieß der Ausdruck jener Verzweiflung, welche dem Menschen an's Gehirn greift und ihn seinen Seelenbild derart verdunkelt und verwirrt, daß selbst das Licht der Religion in diese Geistesnacht nicht einzubringen vermag; in solchen Augenblicken aber weckt oft der Herr in einem sühlenden Menschenherzen den Schutzgeist, der dem verirrtten Nächsten die Hand bietet, um ihn vom Abgrunde zurückzuziehen, dessen Rande sich der Unglückliche im wilden Taumel genähert hat.

Anna schaute mit verzweiflungsvollen Blicken in die Höhe, sie hatte in dem Augenblicke keine Antwort für diese furchtbare Drohung; nur vom Himmel konnte guter Rath kommen, sie wußte keinen. Eine peinliche Pause trat ein, während Anna im Stillen Gott um Erbarmung anflehte. Plötzlich sammelte sie sich wieder und so ruhig, als es ihr nur immer möglich war, begann sie:

„Magdalena, ich habe Dir Hand und Wort darauf gegeben, daß ich Dich nach meinen besten Kräften unterstützen will, damit Dein Unglück ein Geheimniß bleibe; ich will es redlich thun. Du, als Mutter, darfst dem Kinde das Leben nicht nehmen, ich will es tödten.“

Anna hatte eingesehen, daß es für den Augenblick eine Unmöglichkeit sei, mit Vernunfts- und Religionsgründen ihrer Schwester das Entsetzliche ihres Vorhabens einleuchtend zu machen; denn aus Magdalenenens ganzem Wesen sprach deutlich ein gewisser Grad von Wahnsinn, der bis zum vollen Ausbruche nicht durfte gesteigert werden. Es galt daher klugerweise auf das entsetzliche Vorhaben scheinbar einzugehen, um dessen wirkliche Ausführung zu hintertreiben. Dieß schien Annen der einzige Rettungsweg.

Diesen Antrag schien Magdalena nicht erwartet zu haben. Sie trat einen Schritt zurück und schaute ihre Schwester forschend an.

„Es kann auch von meiner Seite unbemerkt geschehen,“ fuhr Anna fort, „das wirst Du bei einiger Ueberlegung leicht begreifen, und so nur kann es ein Geheimniß bleiben.“

Magdalena nickte schweigend einige Male, während sie Anna's Worte zu erwägen schien.

„Und Du versprichst mir nichts gegen das Kind zu wagen; denn von der Mutter darf es nur Leben, nicht den Tod erhalten.“

„So mag es sein,“ antwortete endlich Magdalena mit dumpfer Stimme, und schweigend trennten sich dann die Schwestern.

Anna jedoch, welche nun erkannte, sie habe es mit einer Schwerkranken zu thun, vermeinte, als sie allein war, sie müsse selbst wahnsinnig werden; diese Prüfung des Himmels schien ihre Kräfte zu übersteigen. Jetzt galt es Mutterstelle zu vertreten und Pflichten zu üben, die mit dem Tode ihrer Mutter auf sie übergegangen waren, deren Ausübung aber ihrer verstorbenen Mutter gewiß nie so schwer gewesen waren, als wie gegenwärtig der armen Anna. Sie erkannte, daß Magdalena nun unter keiner Bedingung von hier fort durfte; es war nun eine dringende Nothwendigkeit, daß sie ihre Schwester nicht aus den Augen ließ, denn diese hatte in dem Sturme ihrer Verzweiflung, die sie nur die bevorstehende Schande sehen ließ, jeden moralischen Anhaltspunkt verloren, mit dessen Hilfe sie in ihrer furchtbaren Lage sich wieder zurecht finden konnte, und Anna bot ihre ganze Seelenkraft auf, um mit möglichster Ruhe dem verhängnißvollen Zeitpunkt entgegen zu gehen. Aber wenn die Nacht herangelommen war, die sich wohlthätig und erquickend auf die müden Augenlieder senkte, da floh sehr häufig der Schlaf ihr Lager und sie machte in heißen Thränen ihrem Schmerz Luft, während jeder ihrer Gedanken ein Gebet für ihre verirrte Schwester war, die sie von einer ungeheuern Gefahr bedroht sah.

(Schluß folgt.)

## Ein guter Sohn.

Episode aus dem Studentenleben als Beitrag zur Charakteristik eines großen krainischen Kirchenfürsten. Von F. A. Babnigg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da unsere Absicht nicht ist, eine Reisebeschreibung zu geben, so erwähnen wir in Kürze, daß wir eine Stunde von Görz eine Gelegenheit fanden, welche leer nach Görz fuhr. Mit dieser hielten wir Nachmittags unsern Einzug über den Traunik in das Gasthaus, zur „Zlachtenica“ genannt. Kellner, Bediente und wie all das Dienstpersonale des Gasthauses heißen mag, empfing uns am Eingange, wäbnend, eine große Herrschaft spreche in dem Hause ein, aber

Federleicht ist das Gepäck,  
Und unser Blut so jung, so frisch etc.

dachten wir uns in unserm Innern, und achteten nicht der zweideutigen Mienen, welche bei unserem Aussteigen die gekaufte Dienerschaft machte. Ein unansehnliches Zimmer wurde uns angewiesen. Es hatte nur ein Fenster, mit der Aussicht auf einen großen Düngerhaufen im Hofe. Hier setzten wir uns in der größten Verstimmung in den gehörigen Stand, um im Gastzimmer anständig erscheinen zu können. Wir fanden der Gäste Viele, auch die vier räthselhaften Reisenden befanden sich unter diesen. Sie grüßten uns, wie man alte Bekannte zu grüßen pflegt, und gaben sich als Schmuggler zu erkennen, die ein gutes Geschäft während dieser Zeit gemacht haben.

Nach eingenommenem Mahle, bei welchem wir keine Rechnung scheuten, war unsere erste Sorge, unser Empfehlungsschreiben gehörigen Orts abzugeben, und sodann uns ein wenig in der Stadt umzusehen. Der hochwürdige Adressat war nicht zu Hause. Unter Angabe unseres Absteigquartiers übergaben wir das erwähnte Schreiben dem Bedienten des Hauses.

Nach dem lustig mit Durchschlendern durch die Gassen der Stadt verbrachten Nachmittage war die Nacht hereingebrochen. Wir sehnten uns wahrhaftig nach einer frühzeitigen Ruhe und kehrten in unser Gasthaus zurück.

Welch ein Wunder! Man wies uns ein schönes, elegant möblirtes Zimmer, mit der Aussicht auf die Gasse, statt des frühern an.

„Post nubila Phöbus,“ riefen wir einstimmig aus und traten in unser neues Eldorado ein, wo wir den erquickendsten Schlaf genossen.

Acht Uhr Morgens beiläufig mußte es sein, als an unsere Zimmerthüre gepocht wurde. Erschrocken fuhren wir aus dem Schlafe auf. Die Sonne stand schon hoch und beschien freundlich lächelnd uns Siebenschläfer. Herein trat der hochwürdige Professor Dr. H. Er bot uns einen guten Morgen und staunte nicht wenig, uns zu so später Stunde noch nicht in der gehörigen Ordnung zu finden. Wir baten um Entschuldigung. Er aber lächelte wohlwollend über unsere allgemeine Verlegenheit, und bedeutete uns nach einem kurzen Gespräche, daß er bereit sei, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen.

Nach einem eilends bestellten guten Mittagsmahle folgten wir unserem Herrn Führer.

Der Weg führte uns zuerst zum erzbischöflichen Palaste, denn auf der hintern Seite desselben liegen die prachtvollen Weingärten des Kirchenfürsten von Görz. So versicherte uns der Herr Professor. In den Hof des Palastes eingetreten, waren wir unverhofft Zeugen einer heiligen kirchlichen Handlung. Der hochwürdigste Erzbischof Herr Josef Wallant weihete eben einige Gloden. Wir traten der heiligen Handlung näher, und zwar in die nächste Nähe des Kirchenfürsten. Er saß auf einem Stuhle im geistlichen Ornat, und während die neben ihm stehenden Leviten einige Psalmen lasen, fragte ganz leise der Prälat den Nächststehenden von uns in unserer heimatlichen Sprache, ob wir nicht Krainer wären. Unter einer tiefen Verbeugung bejahten wir dessen freundliche Frage, und gingen nach einem kurzen Aufenthalte den nahen Weingärten zu, welche

Besuchen zu dürfen, sich schon Tages zuvor unser Herr Führer ausgebeten hatte.

Der größte Theil der Traubenlese war zwar schon vorüber, doch prangten noch einige Partien in voller Pracht, welche zu einer späteren Lese vorbehalten sein mochten. Aus diesem konnten wir auf den reichen Segen der bereits abgenommenen Trauben schließen. Wir sahen viele Weingärten, doch keinen noch, in dem eine solche Ordnung herrschte, die uns wahrlich in Erstaunen setzte.

Es nahte die Mittagsstunde und die Zeit zu unserer Rückkehr. Ermattet von der Sonnenhitze und im höchsten Grade ermüdet, von dem ungewöhnlichen Gange, erreichten wir, uns nach dem Mittagmahle sehnend, unser Gasthaus, nachdem wir uns von unserem Herrn Führer anstands voll verabschiedet hatten, der unserer Einladung, mit uns dahin zu kommen, auf eine schonende Weise auszuweichen wußte.

„Schnell aufgetragen!“ riefen wir, in dem Gasthause angekommen. Doch wer beschreibt unsere Verwunderung, als die Wirthin bedeutete, nichts für uns bereitet zu haben.

„Warum nicht?“ riefen wir Alle, beinahe entrüstet, aus.

Sie lächelte schalkhaft über unsere Entrüstung.

Dieses regte uns noch mehr auf.

Sie aber referirte ganz rubig Nachstehendes: „Gleich nach Ihrer Entfernung aus dem Gasthause, erschien der erzbischöfliche Kammerdiener und stellte das bereits bestellte Mittagmahl ab, denn Sie Alle wären heute zur bischöflichen Tafel geladen.“

Wir waren darüber sprachlos geworden.

Der unerwartete Eintritt unseres nun ganz im Gala-Kleide angezogenen Herrn Führers, gab uns die Sprache wieder.

Bitten, Entschuldigungen aller Art, rücksichtlich unseres Anzuges, dann unsere Ungeschicklichkeit des Benehmens bei einer solchen Tafel, und Gott weiß, was wir noch Alles vorbrachten, um von dieser ehrenvollen Einladung dispensirt zu werden — Alles umsonst. Unser Führer wußte alle unsere Einwendungen zu verwerfen, und versicherte uns, daß er den Auftrag habe, uns auf jeden Fall zur Tafel zu bringen. Wir mußten uns endlich in unser Schicksal ergeben.

Nun ging es an ein Putzen und Bürsten, und ehe eine Stunde verging, schritten wir mit pochenden Herzen dem fürstlichen Palaste zu.

War der Gang dahin schon ein bekommener, so war der Augenblick vor dem Eintritte in den Empfangssaal noch ein viel angstvollerer, denn der Bediente, der uns zu erwarten schien, öffnete unter einer tiefen Verbeugung das Flügeltor, wo der hochwürdigste Herr Prälat auf einmal vor uns stand, im einfachen schwarzen Kleide, ohne besonderer Abzeichen seiner hohen Kirchenwürde. Ein an einer schweren goldenen Kette herabhängendes, mit Edelsteinen verziertes Kreuz und der Fischerring am Mittelfinger seiner rechten Hand, waren die ganze Zierde des hohen Oberhirten. Entgegentretend, reichte er uns Einem nach dem Andern wohlwollend als unser Landsmann

seine Rechte dar. Wir küßten ehrfurchtsvoll den Fischerring. Er erkundigte sich, mit uns im Saale auf- und abgehend, nach vielen in Laibach wohnenden Familien, nach den Stadtereignissen und nach dem Herrn Fürstbischöfe von Laibach.

Wir ertheilten ihm Auskünfte, so viel als es in unseren Kräften stand.

Ein zweites Flügeltor öffnete sich und ein Bedienter meldete etwas in italienischer Sprache, worauf der Herr Erzbischof uns mit der Rechten in das anstoßende Zimmer zu treten deutete. Wir kamen in den Speisesaal und erblickten sechs gedeckte. Die Plätze waren uns angewiesen. Der oberste Ehrenplatz blieb jedoch leer, denn der Kirchenfürst nahm einen zur rechten Seite desselben ein. Wir standen nicht lange hinter den rothsammetnen Stühlen, als ein altes Mütterchen eintrat. Ein weißes Haupttuch bedeckte ihr Silberhaar. Die übrige Tracht ließ die Oberkrainerin nicht verkennen. Schweigend und langsam vorschreitend nahm sie den Ehrenplatz ein.

Der Kirchenfürst sprach nach dem „Benedicite“: „Es ist meine alte, gute Mutter;“ denn er mußte unser Befremden gemerkt haben, und zu seiner Mutter gewendet, führte er uns als Landsleute aus Laibach auf.

Unter gegenseitigen Verbeugungen wurden die sammetnen Stühle besetzt, und das Auftragen der Speisen begann. Jede Speise wurde zu allererst dem Herrn Erzbischofe zugebracht, dieser nahm solche in seine Hand und präsentirte sie seiner Mutter. Zu uns gewendet aber sprach er: „Entschuldigen Sie, meine Herren, es ist meine Mutter.“ Darauf gelangten die Speisen der Reihe nach an uns, und zuletzt an seine erzbischöflichen Gnaden zurück. Gespräche aller Art, doch nur in krainischer Sprache, wechselten unter dem Mahle ab. Wir geriethen in eine recht heitere Laune, denn die bleierne Scheu war durch das Wohlwollen unseres Herrn Gastgebers verschwunden. Eins nur befremdete uns. So oft das alte Mütterchen zu ihrem Sohne sprach, so vermied sie des persönlichen Fürwortes sich zu bedienen. Der Kirchenfürst mußte dieses endlich, selbst unliebsam berührt, wahrgenommen haben, denn gegen das Ende der Tafel sprach er, trübe gestimmt, zu seiner Mutter: „Meine liebe Mutter, warum vermeidet Ihr, mich mit dem freundlichen Du anzusprechen? Bin ich nicht Euer Sohn, und habe ich nicht am Tage, als ich das erste heilige Mesopfer dem Herrn des Himmels und der Erde darbrachte, zu Euch gesagt, daß ich Euer Sohn bin, und daß Ihr mich Du nennen müßet, wenn ich auch Bischof werden sollte? Damals dachte ich noch nicht, daß mich einst Gott in seiner Vatermilde und unendlicher Güte zu dieser hohen Kirchenwürde berufen werde; also kurz gesagt, Ihr sollt mich fortan immer Du nennen, wenn Ihr meine wenigen Tage, die mir Gott zu leben vergönnt, nicht betrüben wollt.“

Diese liebevolle Sprache lockte einen Strom von Thränen aus den glanzlosen Augen des tieferschütterten Mütterchens und in diesen Tropfen liefen solche über deren gefurchten, bleichen Wangen herab. Vor innerer Wehmuth übermannt, stand sie vom Tische auf, reichte ihrem biedern Sohne die hagere Hand

und unter einer tiefen Verbeugung gegen uns, entfernte sie sich wankend am Arme ihres großen Sohnes aus dem Speisesaale.

Als der hochwürdigste Herr Josef Wallant in den Speisesaal zurückgekehrt war, ersuchte er uns in einem wehmuthsvollen Tone, diese Unart seiner alten Mutter gütigst nachzusehen.

Wir hatten keine Sprache, denn unsere Augen schwammen in Thränen. Wir fühlten, daß eine solche kindliche Liebe und Achtung selten auf Erden angetroffen wird.

Bei dieser Betrachtung ist in unserm Innern ein tiefes Gefühl der Beschämung entstanden, denn wir erinnerten uns, wie oft unser Benehmen gegen unsere Eltern ein verdammungswürdiges war, und ein Vorsatz entstand in uns, nie mehr unsere Eltern muthwilliger Weise zu kränken. Wir haben von diesem Augenblicke an redlich unser Wort gehalten. Die Eltern wunderten sich oft, daß die rauhen Seiten nach der Rückkunft aus Triest von uns ganz verschwunden waren.

Dank, innigsten Dank, heiliger Schatten Dir! Möge Dein schönes Beispiel alle Kinder unserer entarteten Zeit zur Nachahmung anspornen!

### Der Kreuzschnabel.

Im Nadelwalde, jedoch nicht alljährlich, gar häufig in Intervallen bis zu 5 Jahren, begegnet der Vogelfreund den Zigeunern unter den Vögeln, den Kreuzschnäbeln. Wie jenes unskäte Volk, ziehen sie planlos umher, dort sich niederlassend, wo sie die jeweilige Laune dazu veranlaßt. Zwei Eigenthümlichkeiten haben diesen Vogel in den Augen des Volkes geheiligt, sein bekanntermaßen gekreuzter Schnabel und seine relative Unverweslichkeit. Als unser Heiland am Kreuze hing, erzählt die Sage, bemühten sich diese Thierchen, die Dornen aus seiner Stirne und die Nägel aus dem Kreuzesholze zu ziehen, bis durch das erfolglose Bemühen die Schnäbelchen verbogen waren. Gerührt, segnete sie der Herr und verewigte die nunmehrige Gestalt des Schnabels, schützte auch den Körper vor Verwesung. In Wahrheit beruhen aber beide Eigenschaften auf ihrer Nahrung, bestehend aus den Samen der Nadelhölzer. Mühsam muß der Kreuzschnabel die Zapfen derselben aufbrechen, wobei der eigenthümliche Schnabel, der, auch nur wenig geöffnet, eine außerordentliche Breite gibt und somit leicht die Deckelchen der Zapfen absprengt, unentbehrlich ist. Das in diesen Samen enthaltene Harz durchdringt den ganzen Körper derart, daß er gänzlich ungenießbar wird, aber auch sehr lange, an trockenen Orten selbst jahrelang, der Verwesung widersteht. Heerdenweise treten diese Vögel auf und erfreuen durch ihr neckisches, gaukerlisches Treiben und ihren angenehmen, theils zwitschernden, theils knarrenden Gesang.

### Der graue Jagdrock mit grünen Aufschlägen.

Nach einem Schreiben des Grafen Franz von Meran stammt der graue Jagdrock mit grünen Aufschlägen von seinem Vater, dem verewigten Erzherzog Johann von Oesterreich her. Die betreffende Stelle lautet wörtlich:

„Wie die Genssen ihren jetzigen Stand (in Steiermark) dem Erzherzog Johann verdanken, so stammt auch von ihm der schlichte graue Rock mit grünem Aufschlag, was die meisten Träger dieses allgemein gewordenen Jagdkleides kaum wissen dürften. Die altsteirische Tracht war nämlich ein grüner Rock. Im Jahre 1808, als mein Vater die Landwehr, die so tapfer und aufopfernd im darauffolgenden Jahre focht und blutete, auch in Steiermark organisirte, wurde von ihm für die Landbataillons ein grauer Kittel mit grünen Aufschlägen gewählt, welche Kleidung dann in die Nationaltracht übergieng.“

### Auf den Hund kommen.

Die Redensart, „auf den Hund kommen,“ ist so allgemein verbreitet, daß ihre Entstehung wohl einer Erklärung werth scheint. In den Bergwerken gilt als die niedrigste Arbeit, welche meist die „Jungen“ verrichten, das Wegschaffen der Erd- und Steinmassen, welche zu Tage gefördert werden sollen. Die Fahrzeuge, welche hierzu verwendet werden, heißen „Hunde,“ d. h. hölzerne, auf niedrigen Rädern gehende Kasten. Macht sich nun ein Bergmann höherer Classe eines Bergehens schuldig, so muß er den „Hund“ ziehen, wird dadurch in die unterste Classe der Arbeiter versetzt und erhält den niedrigsten Lohn; er ist auf den Hund herabgesetzt worden, oder er ist „auf den Hund gekommen.“ Daher die Redensart.

### Geruch und Geschmack.

Erfreut der Geruch mehr des Menschen Herz als der Geschmack? Diese Frage wurde in einem englischen Klub zur Lösung wichtiger Lebensfragen aufgeworfen. Nachdem viel hin und her geredet, erhob sich ein Anwesender, welcher für die Vorzüge des Geschmades stritt und verlangte ein Glas heißen Punsch. Er trank es mit vielem Wohlbehagen aus, schickte das leere Glas an ein für die Oberherrschaft des Geruchs streitendes Mitglied und donnerte: „Nun, Herr, riecht daran!“ Der Erfolg war entschieden — die Versammlung stimmte zu Gunsten des Geschmades.

### Literatur.

Die Decembrnummer von „Westermann's Illustrierten Deutschen Monatsheften“ ist wieder sehr reichhaltig an novellistischen und wissenschaftlichen Beiträgen, sämmtlich von den gediegensten deutschen Schriftstellern. Daneben verdient auch eine kleine Erzählung nach dem Holländischen „Die Familie Stehstock“ ihren Platz durch die meisterlich angeführte gemüthvolle und echt humoristische Art der Lebensschilderung, welche darü gegeben ist. Besonders bemerkenswerth ist ein Artikel über Friedrich Drake, von dessen berühmtem Standbilde Rauch's eine künstlerisch vollendete Abbildung beigegeben ist. Sehr vielseitig sind diesmal die kleinen Mittheilungen aus dem Gebiete der Industrie, Ethnographie u. s. w.